

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	7 (1917)
Heft:	17
Artikel:	Eine Italienreise zur Kriegszeit [Schluss]
Autor:	Leupin, A.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-636144

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

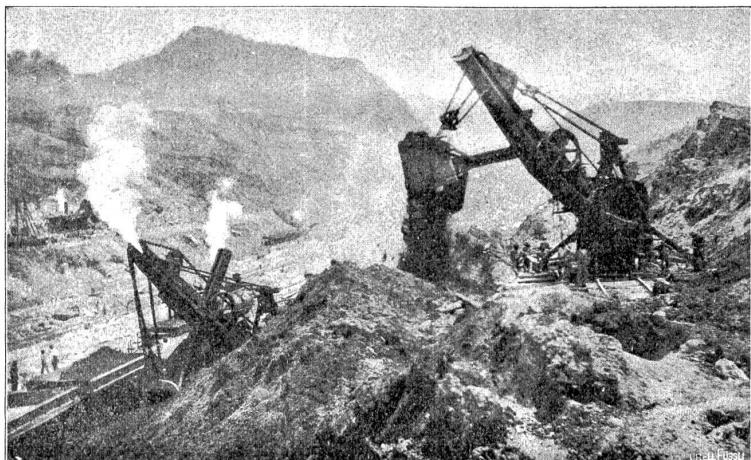
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Dampfloschelbagger im Culebra-Einschnitt, im Begriffe eine Rutschung wegzuräumen und provisorisch abzulagern zur Bedienung den tiefer stehenden, den Materialförderzug ladenden Dampfloschelbaggern. Oktober 1912.

die charakteristischen amerikanischen Löffelbagger (siehe obenstehende Abbildung) — Hunderte solcher waren da an der Arbeit — in die Tiefe und auf Förderwagen gebracht, die es dann an die Auffüllungsstellen führten. Während der Trockenbauperiode, also bis zu dem Momente, da das Wasser des gestauten Gatunsees in den Einschnitt eingelassen werden konnte, geschahen 22 größere Rutschungen im Culebra-Einschnitt, die einen Mehraushub von zirka 20 Millionen Kubikmetern erforderten. Die Tiefe des Einschnittes unter der ursprünglichen Wasserfläche beträgt zirka 150 Meter. Die Breite der Kanalsohle beträgt durchschnittlich 91,5 Meter. Der ganze Einschnitt hat eine Länge von 11½ Kilometern. Seine obersten Böschungsänder an den gefährlichsten Rutschstellen sind zirka 550 Meter von einander entfernt. Diese Zahlen geben einen ungefähren Begriff von der ungeheuren Arbeit, die hier geleistet wurde.

Als man im Culebra-Einschnitt während der Arbeit ausgedehntere Einlagerungen von Pyrit (Schwefelkies) anstieß, welches Mineral an feuchter Luft oxydiert unter Dampf- und Gasentwicklung, glaubte man im ersten Augen-

blick auf einen verschütteten Vulkan gestoßen zu sein, was dann allerdings dem Unternehmen ein rasches Ende gesetzt hätte. Durch rasches Unterwassersehen wurde dann der „Vulkan“ und die Legende davon, die in europäischen Zeitungen schon schadenfroh zirkuliert hatte, vernichtet.

D. Hilfs- und Nebenanlagen.

Das Kanalwerk machte natürlich eine ganze Reihe von Hilfs- und Nebenanlagen nötig, die hier namenshalber nur kurz erwähnt werden können. Durch die Überstauung des Gatunsees war der Umbau der Panama-Eisenbahn auf eine große Strecke notwendig geworden. Zahlreiche Entwässerungsanäle, zum Teil mitten durch Urwald führend, mussten erstellt werden. Für die Unterbringung des Arbeiter- und Beamtenheeres und für dessen Versorgung wurden unzählige Bauten errichtet, die der von der Tropen-Hygiene geforderten Bauweise entsprechen mussten. Sämtliche Wohnhäuser und Spitäler sind mit Drahtschutzgelenkten versehen zur Abwehr der Moskitos.

Zum Schutz der Kanalenden und der Hafenanlagen vor der Versandung durch die Meeresströmung und die Stürme wurden riesige Wellenbrecher erstellt. Das sind Dämme, die in das Meer hinausreichen. Der „westliche Wellenbrecher“ vor der Limon Bai erstreckt sich 3,5 Kilometer weit in das Karibische Meer hinaus. (Siehe Kartenfizze in Nr. 16.) Der andere, über 5 Kilometer lange „östliche Wellenbrecher“ verbindet die äußerste Landspitze am Kanalende bei der Stadt Panama, die durch eine umfangreiche Landanlage aus Culebra-Ausbruchmaterial vergrößert ist, mit der gegenüberliegenden Insel Naos.

Ein Wasserwerk unterhalb des Überlaufes des Gatunsees liefert die elektrische Kraft zum Betrieb der Schleusen, der Werkstätten und zur Beleuchtung des Kanals und seiner Anlagen. Längs des ganzen Kanals sind sogenannte Richtungsfeuer aufgestellt; das sind Leuchttürme, deren Lichter den Schiffen die genaue Fahrtrichtung angeben.

Endlich ist der Kanal mit stark ausgebauten Forts befestigt.

(Schluß folgt.)

Eine Italienreise zur Kriegszeit.

Von A. Leupin. — (Schluß.)

Gegen Mittag begab ich mich am Karfreitag zum Dom. Der heilige Karren stand schon da, von wenigen Neugierigen umkreist. Im mystischen Halbdunkel des mächtigen Domes saßen auf langen Bänkenreihen links und rechts der Flugbahn der Kolombina Männer, Frauen und Kinder aus dem italienischen Dörfe, olivfarbig wie die Landschaft, die sie geboren, die Haare schwarz wie die Zypressen, die an ihrer Wiege gestanden. Ihre dunklen Augen, müde des langen Wartens, schweiften gleichgültig in die Runde.

Drei Glöckenschläge. Der Sigrist stellte die Kerzen am Hauptaltar und prüft die montierte Kolombina. Jetzt beleben sich die Geister; die Augen flackern. Ein Gedränge erhebt sich um die noch freien Plätze. Plötzlich dröhnt dumpf der übliche Mittagschluß über die Stadt. Mit heller Stimme verkündet die Silberglocke vom Campanile die Mittagsstunde. Priester erscheinen am Altar das Zeichen des Himmels für eine gesegnete Ernte. Der Oberpriester entzündet die Rakete. Die Taube rauscht, fliegt und schießt unbehindert hinaus ins Freie. Draußen knallen die Raketen am heiligen Karren einer tausendköpfigen Zuschauermenge Zukunftsfreude in die Herzen: „Buona raccolta!“ fliegt's von Mund zu Munde. Und während die Bauern bei einem

Fiasco Landwein die wirklichen Aussichten auf die kommende Ernte besprechen, knien ihre Frauen dankerfüllten Herzens am Altar ihrer Schutzheiligen.

Mit meinem Konversationsbegleiter spazierte ich am Nachmittag am Lungarno. Die großen Gasthöfe waren geschlossen. Auch die vielen Pensionen hatten jetzt schlechte Zeiten, erzählte er. Vor dem Krieg hätte ich zu dieser Jahreszeit Mühe gehabt, ein passendes Unterkommen zu finden. Die Kunstjünger und Lustreisenden aus Europa und Amerika seien eben seit Kriegsausbruch ausgeblieben. Auch sei er jetzt sozusagen beschäftigungslos, denn in diesen unsicheren teuren Zeiten wolle niemand für das Studium fremder Sprachen Geld opfern. Auf dem Ponte Vecchio standen die Goldschmiede gleichsam als Bestätigung seiner Aussagen verdrossen in den Türen ihrer Auslagebuden. Ein Kunsthändler, bei dem ich eine Florentiner-Erinnerung erhandelte, jammerte gar läßlich über flauen Geschäftsgang und ließ sich, gegen alle Überlieferung italienischer Händler, keinen Centesimi abmarkten. Nun wollten wir der Galeria antica e moderna einen zweiten Besuch abstatten, erhielten aber Bescheid, es seien jetzt alle Kunstgegenstände der modernen Abteilung weggenommen und in bombensicheren Gewölben verstaut worden. In andern Galerien werde man daselbe tun; wenn wir sie noch zu sehen beabsichtigten, sollten wir in den nächsten Tagen hingehen. Seit den

Fliegerüberfällen auf Mailand und Ravenna müsse man solche Barbarenstreiché auch in Florenz erwarten.

Wir schlenderten ins Zentrum der Stadt zurück. In den Hauptstraßen wuchs der Verkehr zusehends. Heiser schrien die Zeitungsjungen nach Käufern für ihre Abendblätter. Alle erdenklichen Luxus- und Gebrauchsgegenstände, wie Spazierstöcke, Postpapier, Zündhölzer, Schokohündchen, Backwerk, Ansichtskarten, Vergrößerungsgläser und Gummiringe für Regenschirme wurden von Edenstehern in Dur und Moll angepriesen. Nach und nach aber löste sich diese schreiende Disharmonie im Summen und Brausen des frisch pulsierenden Straßenlebens auf. Stumm, in ihr Schicksal ergeben, kauerte eine bleiche Blinde in einer Straßennische. Wir laufsten ihr einige Schachteln Zündhölzer ab. Alle waren mit einer zwei Centesimi-Taxmarke verklebt und wurden für fünf Centesimi verkauft. „Wenn ich zehn Schachteln verhandeln kann, so verdiene ich einen Soldo,“ sagte sie matt, indem sie prüfend unsere Geldstücke befühlte. „Arme Frau! Dich drücken die bösen Kriegszeiten noch schwerer als mich,“ murmelte mein Begleiter.

Nach sechs Uhr tauchten immer mehr Uniformen im Straßenbild auf. Feldgrau und Farbige ergingen sich plaudernd, ließen sich dann in einem Kinematographentheater für zwei Soldi die trüben Erinnerungen an die graue Kaserne und an das Maulwurfsdasein im Schükgengraben von einer „Kino-Königin“ weggaulen und gestikulierten schließlich in den offenen Lokalen beim Weinglas, wohl das langsame Fortschreiten „ihres“ Krieges befrittelnd. Ermüdet von unserem Bummeln, schwenkten wir bald auch in ein Kaffeehaus ab. An einem Tische schimpfte ein ärmlich gekleideter Arbeiter über die Lebensmittelteuerung. Halb belustigt ob seinen Ausfällen gegen die Regierung, gegen den Krieg, gegen die heutige Kultur überhaupt, halb teilnehmend, hörten wir ihm zu. Mein Begleiter bestellte sich eine halbe Zigarre zu seinem starken Getränk und fragte mir über die drückenden indirekten Steuern der Stadt und des Staates. Milch, Salz und Tabak seien für den armen Mann nahezu unerschwinglich. Was kosten denn hier die wichtigsten Lebensmittel, wie Fleisch, Reis, Mais, Brot und Milch?“ fragte ich über den Tisch. Da stützte der aufgeregte Arbeiter beide Ellbogen auf die Tischplatte und zählte mir an den Fingern her: „Rindfleisch 2 Lire 80 bis 3 Lire, Reis 52 Centesimi, Brot 50 Centesimi das Kilo. Wie soll da ein Arbeiter mit seinem Hungerlöhlein noch eine Familie ehrlich durchbringen können!“ „Das begreife ich auch nicht; da haben Sie vollständig recht,“ entgegnete ich. „Wir Schweizer, die doch mit allen Nachbarn im Frieden leben, sind aber nicht besser dran. Die Verdienstgelegenheiten sind vielleicht besser, aber die Lebensmittelpreise sind die nämlichen; denn seit Kriegsausbruch sind sie um mindestens dreißig Prozent gestiegen. Dazu sind viele Produkte nur sehr schwer oder gar nicht erhältlich, während hier kein Mangel zu spüren ist.“ Der Wirt, der nun auch aufhorchte, langte nach der Zeitung und wies auf einen Artikel des Handelsblattes. „Hier finden sich Ihre Aussagen bestätigt. Nach dieser Lebungsstatistik italienischer Städte steht Florenz nicht am schlechtesten. Seit Kriegsbeginn sind die Lebensmittel in Rom um neunzehn Prozent, in Florenz um dreunddreißig Prozent und in Bologna um vierundfünfzig Prozent gestiegen. Florenz steht also in der Mitte zwischen der geringsten und höchsten Lebensmittelteuerung.“ Dieser wollte ich mich allerdings nicht in Politik einlassen. Am folgenden Morgen wollte ich die Reise nach der Heimat unfehlbar antreten.

Meine Rückreise führte mich über Pisa-Genua-Mailand. Im Bahnhof Genua mußten sich die Reisenden mit Kerzen voranleuchten oder im Finstern nach dem Mailänderzug hinübertappen, und in Mailand waren alle Lichter mit blauem oder violettem Glas oder Tuch und Papier von gleicher Farbe abgeblendet zum Schutz gegen nächtliche Fliegerüberfälle. Mit müden Augen suchten die Kraftfahr-

zeuge ihren Weg und gespensterhaft flogen die Tramwagen durch die düstern Straßen. In einer leisen Anwandlung von Traurigkeit und Italienüberdruß beschloß ich, baldigst abzureisen. Als ich um vier Uhr morgens von der Königin der Lombardei Abschied nahm, hatte sie noch den blau-violetten Lichtmantel um ihre Glieder geschlagen. Um mich am Egoistenwettkampf bei Ankunft des Zuges in Como nicht beteiligen zu müssen und doch mit Sicherheit nach Luzern Anschluß zu bekommen, fuhr ich zwei Stunden früher mit dem ersten Lokalzug dorthin. Gemütlich wollte ich dort meine Bücher, Ansichtskarten und Bilder auskramen, zur Prüfung vorlegen und nach der Paßkontrolle aus der bequemen Loge des Bahnhofwartsaales als Zuschauer dem Wettrennen der Schweizerreisenden beiwohnen. Daß der heilige Bureaucratius auch im Ausland seine raffiniert eingerichteten Filialen halte und meine Pläne durchkreuzen könnte, hatte ich als unkundiger Auslandreisender nicht bedacht. Ein scharfer Bergwind blies aus der Schweiz herunter, als ich dem Zug entstieg. Wollte er mir die Rückkehr in die Heimat verwehren? Ich trat in den Vorraum des Untersuchungsbureaus und war eben im Begriff, dem anwesenden Beamten meine Habseligkeiten auszupacken, als er mir bedeutete, damit ruhig zuzuwarten. Ich teilte ihm nun den Zweck meiner vorzeitigen Ankunft mit, auf den Berg von Drucksachen hinweisend. „Sie sind viel zu früh. Wir untersuchen die Reisenden nach der Schweiz erst nach Ankunft des Schnellzuges,“ entgegnete er bestimmt. „Der kommt aber erst in zwei Stunden und hat nur eine halbe Stunde Aufenthalt!“ suchte ich einzulenken. Mit mürrischem Achselzucken schnitt er mir aber jede Diskussion ab. Wütend warf ich meine schuldlosen Effekten in den Koffer zurück und zankte mich im stillen auf gut berndeutsch mit dem Bureaucratten herum. Er wartete in gleichgültiger Ruhe die zwei langen Stunden, bis draußen die Signalglocke das Nahen des Schnellzuges ankündigte. Dann erhielt ich die Nummer eins. Also doch noch ein Hoffnungsstrahl! Das kleine graue Kärtchen bot mir die Garantie, daß ich den Anschluß nicht verfehlen werde. Da stürzte atemlos der erste Ankömmling, ein älterer, glattrasiertter Herr mit noch kräftigem Gehwerk auf den Beamten zu. Verblüfft betrachtete er seine Nummer zwei, setzte seinen der Adlernase entglittenen Lorgnon wieder auf und suchte seinen Rivalen. Als er mich neben meinem inzwischen wieder aufgetürmten Bücherberg entdeckte, verschlug's ihm beinahe den Atem. Er schrie, indem er die inzwischen hinzugekommenen weiteren acht Nummern gegen mich aufhobte: „Wir verlieren ja alle unser Anschluß. Das haben wir dem — (er schöpfte Atem) — Herrn da zu verdanken!“ Entschuldigend wies ich auf den Beamten, dem sie in Wirklichkeit ihr Missgeschick zuzuschreiben hätten. Dieser seinerseits rächte sich an meiner Unschuld, indem er die Nummer eins zurückbehalt, sich den aufgeregten Herrn mit der Adlernase durch rasche Untersuchung vom Halse schaffte und alle andern acht Nummern zur Behandlung weiterleitete. Nummer zehn, ein Schweizer aus Brasilien, kam eben aus dem Untersuchungszimmer, als der Zug fauchend aus der Halle fuhr. Wir begaben uns nun an das Bahnhofbüffet zum Morgenkaffee und machten unserm gemeinsamen Verger in urchigem Schweizerdeutsch Luft. Nach abermals zwei Stunden durfte er die Freuden der Leibesvisitation zum zweitenmal auskosten. Endlich kam auch für mich der langersehnte Augenblick. Jede Seite der unaufgeschnittenen Bücher, der harmlosen, unbefriedeten Ansichtskarten wurde eingehend geprüft. Die Städteführer, die man auf jedem schweizerischen Verkehrsbureau beziehen kann, mußte ich zurücklassen. Auch das Uhrwerk und der Feueranzünder, Geldbeutel und Brieftasche wurden einer genauen Prüfung unterzogen. Den Rock mußte ich, wie einst Josef dem Weiß des Potiphar, einer Untersuchungsdame überlassen. Ein hagerer Neapolitaner, wohl seines Zeichens Schuhmacher, klopfte sachkundig meine Schuhe aus. Als nichts Verdächtiges zum Vorschein kam, umarmte er mich,

mir liebkosend von oben bis unten über Leib und Glieder streichend. Nach dieser freundlichen Behandlung wollte ich mich höflich verabschieden. Da wurde mir bedeutet, ich sei wohl wegen ungenügender Verdachtgründe aus der Untersuchung entlassen, müsse aber unter polizeilicher Bewachung die Ankunft des nächsten Schweizerzuges im Absonderungsraum erwarten. Dort fand ich auch meinen Leidensgenossen wieder in Obhut eines grimmigen Alpini. Reinere, tiefere Freude habe ich wohl selten empfunden als in dem Augenblick, da der Zug heimwärts dem Doppelsordon der italienischen Wächter enteilte.

Mein Eintritt ins Handwerk.

Von Peter Rosegger.

„Für einen Bauer ist er zu schwächlich, wird halt ein Pfarrer oder ein Schneider werden müssen!“ Das war das Ergebnis der Beratung, die eines Abends über mich in der Stube des Waldbauern abgehalten wurde. Meine Mutter ging zu dem Geistlichen, Hilfe heischend, daß ich in die Studie (zum Studieren) kommen könnte. Der Herr Dechant sagte ihr aber: „Läß die Bäuerin das bleiben! Wenn der Bub' sonst keine Anzeichen für den Priester hat, als daß er schwach ist, so soll er was anderes werden.“ Nun, so ging denn meine Mutter vom Herrn Dechanten zum Schneidermeister; sie hätte einen Buben, der möcht' Schneider werden. — Was ihn auf diesen Gedanken brachte? — Weil er halt so schwächlich wäre. Stand der Meister auf und sprach: „Ich will der Waldbäuerin nur sagen, daß der richtige Schneider ein kerngesunder Mensch sein muß; einmal das viele Sizzen, nachher zur Feierabendzeit das weite Gehen über Berg und Tal und das ganze Zeug mitschleppen, wie der Soldat seine Rüstung; hernach die unterschiedliche Rost: bei einem Bauer mager, beim andern feist, in einem Hause lauter Mehlspeisen, im andern wieder alles von Fleisch, heut' nichts als Erdäpfel und Grünzeug, morgen wieder alles Suppen und Brei. Und red' ich erst von den unterschiedlichen Leuten, mit denen man sich abgeben muß! Da eine brummige Bäuerin, der kein ordentlicher Zwirn feil ist, dort ein Bauer, der mit seinen närrischen Späßen den Handwerker erheitern und satt machen will. All die Leut' soll der Schneider mit einem Maß messen. Und was die Hauptache ist: Kopf muß einer haben! Was an einem krummen, buckeligen, einseitigen Menschenkind verborben ist, das soll der Schneider wieder gut machen. Der Schneider muß aber nicht allein den Körper seines Kunden, er muß auch, sozusagen, sein ganzes Wesen erfassen, um ihm ein Kleid zu geben, das paßt. Und ebenso muß er den Stoff kennen, von dem er den Anzug zu fertigen hat. Manches Tuch dehnt sich, manches friecht zusammen; dieses hält Farbe, das andere schiebt ab. Wer das vorher nicht weiß, der macht ein Unding zusammen. Kurz, der Kleidermacher muß Menschen- und Weltkenner sein. Na, werd' ihn mal anschauen; soll nächster Tage zum Alpelhofer kommen, dort wird er mich finden.“

So bin ich denn an einem hellen Morgen hingegangen. Lange stand ich auf dem Antrittsstein der Haustür und dachte: „Wie wird's sein, wenn ich wieder herausstrete?“ Als ich in die Stube trat, saß der Meister am Tische und nähte. Ich blieb an der Tür stehen. Er zog die Nadel auf und nieder; nur die Wanduhr und mein Herz pochte. „Was willst du denn?“ fragte mich nach einer Weile der Meister. „Schneider werden möcht' ich halt gern,“ antwortete ich zaged. „So sei' dich her, nimm Nadel und Zwirn und nähe mir diesen Vermling zusammen.“ So tat ich — aber es ist leichter gesagt als getan. Da staken im Kissen an die dreißig Nadeln aller Größen, da lagen Zwirnkäuel verschiedener Farne und Farbe. Und die beiden Teile des Vermlings, wie werden sie zusammengetan? Ich warf fragende Blide auf den Meister; aber der tat nicht, als wisse er mehr als ich. So hub ich denn an, legte den

Lodenstoff aufs Knie und machte einen Stich. Der Faden schlüpfte durch, der erste Stich war mißlungen. Tief erglühend forschte ich der Ursache nach und kam endlich darauf, daß von mir vergessen worden war, an dem Faden einen Knoten zu machen. Ich schläng also mit großer Mühe ein Knötklein und nähte hierauf mit Erfolg, aber auch mit Hindernissen. Es verwand und verdrehte sich der Zwirn, es staute sich die Nadel am Finger, es verschob sich das Zeug und ließ sich mit jedem Zuge hoch in die Lüfte ziehen, es riß sogar der Faden.

Als ich ein paar Stunden so herumgenährt hatte, ohne daß mein Meister auch nur eine Silbe zu mir gesprochen hätte, und als ich endlich mit dem Vermling fertig zu sein wähnte und mit dem Auge fragte, was nun zu beginnen sei, antwortete er: „Jetz trenne den Vermling wieder bis auf den letzten Stich und ziehe die Fäden sauber aus. Achtung geben mußt nur, daß du den Stoff nicht anschneidest.“ Als ich das mit Angst und Schmerz getan hatte und die Teile des Vermlings wieder so dalagen, wie sie mir der Meister in die Hand gegeben hatte, ließ er von seiner Arbeit ab und sprach zu mir folgendes: „Ich hab' nur sehn wollen, wie du die Sache angreifst. Just nicht ungeschickt, aber den Loden muß man zwischen Knie und Tischrand einzwängen, sonst liegt er nicht still. Später, wenn du's einmal kannst, wird er wohl auch ohne Einzwängen still liegen, so wie bei mir da. Auf den Finger mußt du einen Fingerhut stecken, sonst kriegt deine Hand gerade so viel Löcher wie der Loden. Den Zwirn mußt mit Wachs glätten, sonst wird er fransig und reißt. Die Stiche mußt du so machen, daß einer über dem andern reitet, das heißt man Hinterstiche, sonst klafft die Naht. Die Teile mußt du so zusammennähen, daß du sie nicht wieder voneinander zu trennen brauchst, und gibst es doch einmal zu trennen, so mußt kein saures Gesicht dazu machen; empfindsam sein leidet unser Handwerk nicht. Jeder Ochsenknecht wird dich ausspotten und wird dich fragen, ob du das Bügeleisen bei dir hättest, daß dich der Wind nicht fortträgt, und wird, solange er deiner ansichtig wird, wie ein Ziegenbock meckern. Läß ihm die Freud und geh' still und sittsam deiner Wege. Ein gescheiter Mensch schämt sich nicht seines ehrlichen Handwerks, und ein dummer vermag es nicht zu lernen. Der Schneider studiert nie aus; jede Rundschau hat einen andern Leib, jedes Jahr hat eine andere Mode; da heißt's nicht bloß zuschneiden und nähen, da heißt's auch denken, mein lieber Bub'; aus einem tüchtigen Schneider ist schon manch ein hoher Herr hervorgewachsen. Der große Feldherr Derfflinger ist ein Schneider gewesen. Deswegen, wenn du in dir wirklich die Neigung empfindest zu diesem Stande, so will ich dich lehren, was ich selber kann.“

Ich nickte dankend mit dem Kopfe. Beim Weggehen sagte der Alpelhofer zu mir: „Schneider werden? Wie ist dir denn das eingefallen? Alleweil in der finstern Stube sitzen; in den meisten Häusern lassen die Leut' nicht einmal Luft zu den Fenstern herein. Wenn du meinst, daß du für die Bauernarbeit zu schwach wärst, hättest du nicht können ein Almhalter werden oder so was, wo du auf freier Weid' gewesen wärest? Jetzt bist einmal Schneider, so bleib' dabei und schäid' dich, und wenn dir das Kreuz weh tut vom vielen Sizzen, so denk' an den da oben, der will's haben, daß der Mensch mit Mühl' und Fleiß sein Brot verdient. Nur alles schön mit Willen und Geduld, so wird's schon gut gehen. In meinem Hause hast heut' angefangen, so bin ich dir der Vater fürs Handwerk, und wenn du ein Anliegen hast oder eine Klag', so komm zu mir!“

In meiner Lehrzeit gab's wenig zu klagen; ich hätte mein Anliegen dem Alpelhofer auch nicht vorbringen können; denn der gute Mann ist schon fünf Wochen nach meinem Eintritt ins Handwerk gestorben.